

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Christoph Hardebusch

Die eiserne Krone



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Christoph Hardebusch



Die eiserne Krone

Historischer Roman

Wunderlich

Für mein Herz



1. Auflage Juli 2015

Originalausgabe

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Satz Abrams Venetian PostScript (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 8052 5065 8

Kapitel I

Südöstliches Mittelmeer, nahe Zypern

Frühsommer 1451

Fegefeuer oder schon Hölle? Die Frage kreiste in seinem Kopf, endlos und ohne Antwort. Der Gestank nahm ihm den Atem. Es roch nach Exkrementen, nach Urin, nach Schweiß und nach Angst. Es roch nach Schmerz. Er war sein ständiger Begleiter und sogar noch schlimmer als das Leid und die Erschöpfung, die er stets in sich spürte. Selbst jetzt, im nebligen Land zwischen Wachen und Schlafen, brannte der Schmerz in seinem Rücken. Und er wusste, dass er stank. Auf seiner nackten Haut spürte er den Schweiß, und sie juckte furchtbar. Doch das Jucken war nicht quälend genug, als dass er seine Erschöpfung hätte überwinden können, die ihn hatte zusammensacken lassen. Nicht einmal die unbequeme Bank, nicht einmal die Schmerzen an seinen Knöcheln, wo das Metall die Haut abschabte, reichten dazu aus. Denn er wusste, dass die Ruhepause nicht lange dauern würde. Schon bald würden wieder Befehle gebrüllt werden.

«Luca!»

Ein Wort aus der Ferne. Er schob es fort von sich,

doch der vertraute Klang riss ihn erneut aus seinen halbgeträumten Gedanken.

«Luca!»

Er öffnete ein Auge. Schon längst hatte er sich daran gewöhnt, dass der hagere Italiener neben ihm seinen Namen in seiner eigenen Zunge aussprach und das S am Ende unterschlug. Wenigstens einer hier kannte seinen Namen. Und er kannte seinen: Bisanzio. Es war nicht viel, das sie voneinander wussten, aber dennoch war da ein schwaches Band zwischen ihnen, eine Art von Bruderschaft trotz ihrer Verständigungsschwierigkeiten.

Auf der Brust des Mannes zeichneten sich die Rippen ab, und seine Wangen waren eingefallen. Die Haut war sonnenverbrannt, genau wie seine eigene. Lumpen bedeckten den Leib nur notdürftig, sie stanken ebenso wie der Mann selbst. In dem eingefallenen Gesicht wirkten die hellen Augen irgendwie fehl am Platz, sie hätten dumpf und matt sein sollen, aber sie zuckten umher, und in ihnen glomm Schläue. Es war leicht, diese Augen zu übersehen, die in einem schmutzigen Gesicht unter dicken Brauenwülsten lagen, halb verdeckt von verfilztem, ausgebleichenem Haar, das einst dunkel gewesen sein mochte, und einem struppigen Bart, der den Mund überwucherte.

Lukas kramte in seinem Gedächtnis nach den wenigen Brocken Italienisch, die er in den letzten Wochen aufgeschnappt hatte: «Was ist, Bisanzio?»

Jetzt war es vorbei mit dem seligen Vergessen. Um ihn herum saßen Männer, alles Gestalten wie er, schmutzig, zu Tode erschöpft, die Füße in den eigenen Ausscheidungen, gekettet an die hölzernen Bänke, auf denen sie saßen.

Wandelnde Tote, von der harten Arbeit und der schlechten Nahrung ausgemergelt. Leere Blicke, stumpfe Augen, so viele hatten sich schon aufgegeben. Und Lukas ahnte, dass dieser Tag auch für ihn nicht mehr fern lag. *O Herr, womit habe ich diese Strafe verdient?*

«Da!»

Die Stimme des Italieners riss Lukas aus seinem Stoßgebet. Sein Blick folgte Bisanzios Finger. Weit von der Galeere entfernt, kaum zu erkennen am dunstigen Horizont, blitzte ein grüner Streifen mit einem buckligen Rücken auf.

«Cipro!»

Lukas sah ihn verständnislos an. Als der Italiener schnell zu sprechen begann, schüttelte er nur müde den Kopf.

«Zu schnell, mein Freund, zu schnell», murmelte er und schloss die Augen. Er konnte die Aufregung des Mannes neben ihm nicht verstehen. Sie waren schon an vielen Inseln und Küsten vorbeigekommen, seit Lukas an Bord der Galeere gebracht worden war. Er konnte nicht einmal mehr sagen, wie lange das her war, aber aus dem Frühjahr war Sommer und nun Herbst geworden, auch wenn man das hier so weit im Süden, so viele tausend Meilen von seiner Heimat entfernt, kaum spürte.

Der kurze Gedanke an sein einstiges Zuhause ließ den jungen Mann zusammenzucken. Doch er drängte alle Gefühle zurück und verbarg sie wieder tief in sich, wo er sie nicht spüren musste.

«Cristiana!»

Bisanzio wedelte immer noch mit der Hand in Richtung Horizont. Woher der ausgezehnte Italiener die Kraft

nahm, wusste Lukas nicht, nur dass seine eigenen Arme wie leblose Äste an ihm herabgingen.

«Und wenn schon. Selbst wenn dort Christen wohnen. Was sollen sie denn tun?»

Ungeachtet seines schwachen Protests, redete Bisanzio weiter auf ihn ein. Doch Lukas wusste, dass es für sie keine Hoffnung gab. Keine Schiffe würden herbeieilen, ihnen den Weg abschneiden, längsseits gehen und die Galeere entern. Niemand würde ihren Peinigern Einhalt gebieten.

«Unsere beste Hoffnung ist, dass uns jemand freikauft», erklärte er Bisanzio mit ruhiger Stimme. «Vielleicht Trinitarier. Aber das wird nicht geschehen.»

Lukas wusste, seine Familie würde ihn niemals freikaufen, selbst wenn sie erführen, was ihm zugestoßen war.

Er legte den Kopf auf die Seite und sah zu der fernen Insel, auf die Bisanzio noch immer wies. Er konnte nichts Besonderes an ihr erkennen, es war nur ein weiteres Eiland im Mittelmeer. Aber der Himmel über der Insel: Er hatte eine seltsame, fast violette Farbe, dabei war es mitten am Tag. Lukas kniff die Augen zusammen. Etwas Derartiges hatte er noch nie gesehen.

Noch während er sich fragte, was das zu bedeuten hatte, ertönte der Schlag des Gongs, den alle Sklaven fürchteten. Sofort setzte Lukas sich auf, alles andere würde nur eine Bestrafung nach sich ziehen. Er legte die schwierigen Hände auf das lange Ruder und löste es aus seiner Halterung. Bisanzio an seiner Seite tat es ihm mit geübten Bewegungen gleich. Lukas hatte versucht zu erfragen, wie lange der Italiener schon Galeerensklave war, aber er hatte die Antwort nicht verstanden.

Zwischen den Ruderbänken schritten Männer auf und ab. Bisanzio hatte Lukas bereits direkt nach seiner Ankunft gezeigt, wie man sich gegenüber den Antreibern, einfachen Soldaten mit langen Stöcken, zu verhalten hatte. Es waren raue Männer aus dem Maghreb, mit dunkler Haut und mächtigen Schnauzbärten, die krumme Klingen an der Seite trugen. Wenn sie nicht auf die Sklaven aufpassten, konnten sie lachen und scherzen, aber sobald sie ihre Stöcke in den Händen hielten, war mit ihnen nicht zu spaßen.

Lukas und Bisanzio saßen mittschiffs, knapp hinter dem Hauptmast, an dem die Antreiber sich vorbeidrücken mussten. Lukas riskierte einen Blick über die Schulter. Am Heck der Galeere ging etwas vor sich. Unter dem großen, prächtig verzierten Sonnensegel standen zwei Männer und diskutierten lebhaft. Ihre Kleidung war fremdartig, reich bestickte Röcke in leuchtenden Farben, dazu trugen sie einen großen, kompliziert gewickelten Turban. Hätte Lukas diese Tracht zum ersten Mal gesehen, er hätte die Männer für Fürsten gehalten, doch er wusste inzwischen, dass es nur die Offiziere der Galeere waren. Immer wieder deuteten sie zum Horizont, und um sie herum breitete sich Unruhe aus, die wie ein Raunen durch die Reihen der Ruderer ging.

Neben den Offizieren stand ein junger Mann, der weit- aus weniger auffällig gekleidet war und mit leiser Stimme sprach, jedoch den Respekt der anderen zu genießen schien. Sein Rock war vom strahlenden Blau des Himmels an einem Sommertag und mit goldenen Tieren bestickt. Sein Turban war schmaler und flacher gewickelt, sah weniger wie eine Kugel aus. Lukas fielen vor allem seine

gepflegten Hände auf, mit langen Fingern, die elegant seine Worte unterstrichen. Da er nicht zur Besatzung des Schiffs gehörte, musste er ein Passagier sein. Doch obwohl er von hohem Rang zu sein schien, konnte Lukas keine Diener oder Sklaven erkennen, die ihn begleiteten.

Lukas vermied es, den Mann anzusehen, der auf der nach oben versetzten Ruderbank ganz innen saß. Wie alle, die direkt am Laufgang saßen, war er ein freier Mann und nicht angekettet, und während sie ruderten, gaben er und seine Gefährten die Geschwindigkeit vor. Es waren harte Männer mit kalten Augen, die für die Sklaven nichts übrig hatten. Beim kleinsten Anlass schlugen sie zu oder riefen gleich die Soldaten. Lukas saß direkt an der Bordwand und war so einigermaßen geschützt, aber Bisanzio war schon mehr als einmal so böse geschlagen worden, dass Blut aus seiner Nase lief und sich auf dem Boden mit dem ekelerregenden Unrat vermischte.

Ein lauter Befehl ertönte. Er ging Lukas durch Mark und Bein: «An die Riemen!»

Sofort packte er das lange Ruder und hob es gemeinsam mit Bisanzio und dem Freien aus der Halterung. Dort, wo das den Antreibern nicht schnell genug ging, schlugen sie mit ihren Stöcken gnadenlos zu, bis die Rudersklaven dem Befehl nachkamen.

Für einen letzten, köstlichen Moment war Ruhe, dann begannen die Rufe, und Lukas ruderte. Er hielt den Kopf gesenkt, die Hände fest am Holz, lehnte sich nach hinten und zog das Ruder mit sich mit. Dabei achtete er genau auf die Geschwindigkeit des Taktgebers. Mit einem lauten Platschen senkten sich die Ruder im Einklang ins Wasser. Jetzt schob Lukas mit seinem ganzen Gewicht das Ruder

nach vorn. Die Freien mussten bei dieser Bewegung aufstehen, da das Ruder sonst über ihre Köpfe hinweggegangen wäre.

Sofort beschwerten sich Lukas' Arme, und ein schmerzhaftes Brennen zog seinen Rücken hinab. Er glaubte schon nach diesem ersten Schlag, nicht mehr zu können. Doch sein Leib bewegte sich unablässig, führte die Bewegungen immer und immer wieder aus, und er hätte nicht einmal die Taktrufe benötigt, so sehr hatte er sich an den Rhythmus gewöhnt. Zurück, absenken, vor, heben, immer wieder. Seine Gedanken verschwanden, ließen nur Leere zurück. Selbst die Schmerzen wurden unwichtig; sie waren noch da, aber weit weg, nur ein Gefühl und keine Einschränkung.

Die Galeere glitt nun schnell über das Wasser. Der Wind fuhr in die dreieckigen Segel an den beiden Masten, aber die Ruderer leisteten die Hauptarbeit. Lukas merkte nicht einmal, dass die Abstände zwischen den Rufen immer kürzer wurden, sondern machte einfach mit. Männer eilten über den Laufgang, Befehle wurden gerufen und weitergegeben, zwei Matrosen kletterten zur Reling und zogen ein Tau fest, aber Lukas bemerkte nichts von der Hektik um ihn herum. Sein Geist war nur mit Rudern ausgefüllt, immer wieder schloss er die Augen, und selbst wenn sie geöffnet waren, sahen sie nichts. In diesen Momenten war er kein Mensch mehr, kein Geschöpf Gottes, sondern ein Tier, das nur eine Aufgabe kannte: rudern.

Die Galeere fuhr so schnell, dass die Ruderer bald an die Grenzen ihrer Kräfte kamen. Sie hielt auf die Insel am Horizont zu. Sie fuhr direkt dorthin, wo sich der Himmel verdunkelte und ein Sturm sich zusammenbraute. Der

Kapitän hoffte, die Insel zu erreichen, bevor der Sturm ausbrach, und in einer Bucht Schutz vor den zerstörerischen Kräften von Wind und Wetter zu suchen.

Lukas bemerkte erst, dass etwas nicht in Ordnung war, als ihn eine eisige Böe aus seiner Apathie riss. Überrascht blickte er auf und wäre beinahe aus dem Takt gekommen, doch die schnelle Bewegung des Ruders riss ihn weiter mit.

Der Himmel war jetzt pechschwarz, die Wolken hingen so tief, dass man glauben konnte, ein Mann könne sie berühren, wenn er nur den Mast erklomm und seine Hand nach ihnen ausstreckte. Das Wasser war bleigrau und aufgewühlt, und auf den kleinen Wellen, die keine Richtung zu verfolgen schienen, bildeten sich Schaumkronen.

Einige Ruderschläge lang war es ganz still, als hätte die Böe alle Geräusche mit sich genommen.

Dann brach die Hölle los.

Von einem Herzschlag zum nächsten heulte der Wind auf. Er drückte das Schiff, das tief im Wasser lag, gefährlich auf die Seite. Menschen schrien auf, Ruder wurden umhergeschleudert und trafen mit dumpfem Schlag auf Leiber. Ein Antreiber stolperte und fiel zwei Bänke vor Lukas zwischen die Sklaven. Sein Kopf traf mit einem trockenen Knacken die Kante der Bank, er fiel zwischen die halbnackten Körper und sank hinab auf den mit Exkrementen besudelten Boden.

Bisanzio rief Lukas etwas zu. Doch obwohl er direkt neben ihm saß, konnte er nichts verstehen. Der Italiener hatte die Hände zum Himmel erhoben und schien den Allmächtigen selbst anzuschreien.

Die Besatzung versuchte, die Segel einzuholen, aber das war kaum möglich inmitten des Windes, der von allen Seiten auf die Galeere einzuschlagen schien. Befehle wurden gebrüllt, Antreiber hieben mit Stöcken nach Rudersklaven, doch das Chaos war zu groß, ihre Hiebe und Schreie gingen im Tumult unter. Auch Lukas wurde getroffen, ein scharfer Schmerz an der Schulter, und er duckte sich. Die nächsten Schläge prasselten auf Bisanzio nieder, der sich jedoch davon nicht beeindruckt ließ und weiter aus voller Kehle betete.

Die Galeere wurde von Wind und Wellen hin und her geworfen. Eines der Segel war herabgeholt worden, bedeckte hinter Lukas ganze Ruderbänke, aber die Matrosen waren schon dabei, es wieder einzurollen. Das große Segel am Hauptmast widersetzte sich hingegen ihren Bemühungen.

Ein Schwall Wasser schwappte über die Reling, durchnässte Lukas von Kopf bis Fuß, spülte jedoch auch die Ausscheidungen von den Planken. Als habe das kühle Wasser auch seine Starre mit sich genommen, sah er auf.

«Rudert, ihr Hunde! Rudert!»

Lukas verstand genug Türkisch, um zu wissen, was von ihm verlangt wurde. Er packte das Ruder und hob es gemeinsam mit dem Freien aus dem schäumenden Wasser. Nun zeigten die Schreie der Antreiber auch bei anderen Ruderern Wirkung.

Wieder ergoss sich eine Welle in das Schiff. Der Wind hatte die Galeere etwas gedreht, und Lukas konnte nun die rettende Insel sehen, weitaus näher und größer jetzt. Buchten, ein Hafen, Menschen.

Der Taktruf übertönte den Wind, und Lukas folgte

ihm instinktiv. Langsam und träge nahm die Galeere wieder Fahrt auf, schien sich gegen die Kraft ihrer eigenen Ruder zur Wehr zu setzen, schwankte und bäumte sich auf, als wolle sie die lästigen Sterblichen von ihrem Buckel schütteln und endlich frei sein. Doch die Ruder zwangen sie unter ihre Kontrolle, trieben sie gegen die Wellen an, mit jedem Schlag ein Stück näher an die Insel heran.

Selbst Bisanzio ruderte mit aller verbliebenen Kraft mit, aber noch immer bewegten sich die Lippen des Italieners in einem stummen Gebet.

Unvermittelt zuckten Blitze aus dem schwarzen Himmel herab, wurden einen Herzschlag später von einem Donnerrollen begrüßt, das Lukas in der Magengrube spürte. Die Wellen um die Galeere herum türmten sich höher und höher. Sie ruderten regelrecht die Wellenberge hinauf, nur um dann in ein Tal hineinzugleiten. Immer wieder tosten Wellen über die Reling, schon bald war jeder an Bord nass bis auf die Knochen. Zum ersten Mal seit Wochen war der Gestank verschwunden, doch Lukas konnte es nicht genießen. Eine eiskalte Angst hatte von ihm Besitz ergriffen. Für Unwetter waren die Galeeren nicht gebaut, ihre Bordwände waren zu niedrig, sie lagen zu tief im Wasser. Der Sturm machte mit dem Schiff, was er wollte, und Lukas spürte das kalte Wasser um seine Füße schwappen, mit jeder Welle stieg es höher.

Dann kam der Regen und ging in harten, eiskalten Schauern auf sie nieder. Irgendjemand hinter Lukas rief etwas, aber er konnte nichts verstehen. Jetzt war das Brüllen des Sturms zu laut für menschliche Kehlen. Der Regen lief ihm in die Augen, nahm ihm die Sicht, peitschte schmerzhaft auf seine sonnenverbrannte Haut.

Lukas ruderte weiter, ließ nicht nach, auch wenn um ihn herum alles in Dunkelheit versank. Jetzt kamen auch ihm Stoßgebete über die Lippen, unbewusst wiederholte er alte Kinderreime, befahl einem gnädigen Gott seine Seele an. Er wusste, wenn die Galeere sank, war er – ebenso wie alle anderen Sklaven – verloren. Sie würden an die Ruderbänke gekettet untergehen und ertrinken, ganz egal wie nah die Insel war.

Wieder zuckten Blitze, eine ganze Salve, und der Donner war lauter als alle Geschütze der Welt. Die Galeere neigte sich zur Seite, die Bordwand hob sich aus dem Wasser, und Lukas wurde gegen Bisanzio geworfen, das Ruder drehte sich hilflos in der Luft. Menschen schrien, taumelten, stürzten durcheinander. Einen Herzschlag lang verharrte das große Schiff in dieser Lage, nur eine Böe vom Kentern entfernt, dann fiel es zurück und prallte krachend aufs Wasser.

Lukas versuchte vergeblich, sich festzuhalten, und wurde mit roher Gewalt gegen die Bordwand geschleudert. Bevor er sich aufrichten konnte, schlug Bisanzio gegen ihn und trieb ihm die Luft aus dem Leib. Lukas drückte den Italiener von sich, sog gierig Luft ein.

«Wir leben noch!»

Ein unheilvolles Knirschen ertönte, ein Zittern lief durch die Galeere. Entsetzt sah Lukas hoch. Der Hauptmast splitterte der Länge nach, ganz langsam, und brach entzwei.

Die Schreie wurden immer verzweifelter und überlöteten den Sturm. Neben Lukas stürzte ein massives, armlanges Holzstück herab, das ihm den Oberschenkel aufriss. Blut sprudelte aus der Wunde, wurde sofort vom

Regen davongespült. Einige Herzschläge lang starrte er nur auf die ausgefranste Wunde, dann raste der Schmerz durch sein Bein, und er keuchte auf.

Taue peitschten durch die Luft, und dann traf etwas Warmes Lukas mitten ins Gesicht. Bisanzio kippte tonlos nach vorn. Sein Schädel war gespalten, Hautlappen hingen herab, Blut rann in breiten Strömen über das Gesicht des Italieners. Bevor Lukas reagieren konnte, krachte die Rah auf die Ruderbänke nieder. Leiber wurden unter Segeltuch begraben, Taue fielen wie Regen herab, die Galeere neigte sich wieder auf die Seite.

Einer der freien Ruderer kroch direkt vor Lukas unter dem Segel hervor. Sein rechter Arm war seltsam abgewinkelt, und es dauerte einen Moment, bis Lukas erkannte, dass ein Stück Knochen aus blutigem Fleisch ragte. Der Mann starrte ihn mit geweiteten, glasigen Augen an.

Noch ein Ruck ging durch das Schiff, als Segeltuch, Taue und die Überreste des Masts ins Wasser glitten und gleich wie ein Treibanker wirkten. Die Galeere bäumte sich auf, der Freie wurde herumgeschleudert, seine gesunde Hand versuchte, etwas zu packen. Lukas sprang vor, doch die Kette an seinem Fuß hielt ihn zurück. Er konnte nur mit ansehen, wie der Mann schreiend über die Reling stürzte und in den tosenden Fluten verschwand.

«Bisanzio!»

Lukas wandte sich dem Italiener zu. Seine eigene Wunde war ihm gar nicht mehr bewusst; lediglich ein Pochen lief durch sein Bein, aber er achtete nicht darauf.

«Bisanzio!»

Der Italiener war halb von der Ruderbank gesunken, sein Kopf lag auf einem Gewirr von Tauern und Holz-

stücken. Lukas rutschte näher an ihn heran und zog ihn zurück.

«Wir müssen die Ketten lösen», rief er hastig, «sonst ertrinken wir alle!»

Bisanzios Kopf fiel nach hinten. Sein Mund war weit geöffnet, seine Zähne zertrümmert und blutig. Die rechte Kopfseite war nur noch eine fleischige, rote Masse, in der ein Auge blicklos ins Nichts starrte. Entsetzt ließ Lukas den Körper seines Gefährten los, der wieder nach vorne kippte. Er hatte schon genug Tod und Leichen gesehen, aber den einzigen Mann auf dem ganzen Schiff, dessen Namen er kannte, mit dem er geredet hatte, so zu sehen, ließ Übelkeit in ihm aufsteigen. Eiskalte Angst umklammerte seine Eingeweide. Er würgte. Der Sturm, die Schreie, das Entsetzen, das alles war mit einem Mal unendlich weit weg. Tief in ihm reifte die Erkenntnis, dass er sterben würde, hier und jetzt. Er versuchte, sich an ein Gebet zu erinnern, aber sein Kopf war wie leer gefegt.

Ein Schrei riss ihn aus dem Moment. Am Mast standen Soldaten, hackten mit Beilen und breiten Klingen auf Taue ein, versuchten, den Mast abzutrennen, der drohte, die Galeere in die Tiefe zu ziehen. Freie Ruderer halfen ihnen dabei, andere jedoch trieben Sklaven zurück, die versuchten, sich zu befreien.

Einer zeigte quer über das Schiff hinweg. Vor ihnen brach sich das tobende Meer an schwarzen Felsen, Schaum spritzte meterhoch in die Luft. Es sah nicht aus wie ein Bild aus dieser Welt, so gewaltig war die Kraft der Natur.

Die Männer am Mast verdoppelten ihre Anstrengungen. Lukas packte nasses, schweres Segeltuch und zog es

zu sich, dann warf er ein Stück zerfetztes Segel über die Reling. Andere Sklaven taten es ihm gleich, gemeinsam unterstützten sie die Freien, denn in diesem Augenblick kämpften sie alle nur ums Überleben.

Lukas war vollkommen durchgeweicht, und ihm war entsetzlich kalt, doch er trieb die Sklaven an, riss an Tauen, warf Holzstücke über Bord. Noch immer hing die gesplitterte Spiere quer über das Deck. Mit jedem Tau, das durchtrennt wurde, löste sie sich etwas, aber die Take-lage war so verknäult, dass sich die Überreste von Segel und Mast nicht abtrennen ließen. Lukas griff ein Tau und stemmte sich nach hinten. Das raue Seil scheuerte über seine Haut, aber er ließ nicht los. Andere Sklaven eilten hinzu und zogen gemeinsam mit ihm an diesem Knäuel aus Trümmern. Sein Rücken schmerzte, und seine Arme zitterten, doch nichts bewegte sich.

Endlich ging ein Ruck durch das Gewirr von Tau, Segel und Holz. Der junge Mann in dem prächtigen Rock war auf die Überreste des Masts gestiegen, der noch wie ein gebrochener Finger aus dem Rumpf ragte, und hieb mit einem Beil auf die Taue ein, die oben festgingen.

«Zieht!», brüllte Lukas, auch wenn er sicher war, dass kaum jemand seine Sprache verstand. «Zieht!»

Mit einem Knirschen löste sich die Spiere, und Lukas fiel nach hinten. Beim Versuch aufzustehen rutschten seine Hände auf dem nassen Boden weg, aber er packte die Ruderbank und zog sich hoch. Überall um ihn herum waren nun Trümmer, glitten über ihn hinweg, kratzten über seine Haut. Er hob ein Stück Segel hoch, packte die Überreste der Spiere und stemmte sie über seinen Kopf. Ein Ende verkantete sich an der Reling. Die See zog nun

an den Tauen, wollte ihre Beute ganz und gar verschlingen.

Ein urtümlicher Schrei löste sich aus Lukas' Kehle, als er die Beine durchdrückte und die Spiere höher hob. Noch hing sie fest, und der Sog des Meeres spielte mit der Galeere. Dann kratzte das Ende über Holz, Lukas drückte sie ein letztes Stück empor, und sie wurde ihm aus der Hand gerissen. Taue peitschten umher, etwas traf ihn an der Schulter, warf ihn nach vorne, sodass er sich nur mit Mühe an der Reling festhalten konnte.

Die Galeere, wie aus einer unsichtbaren Klaue befreit, richtete sich wieder auf. Noch immer trieb sie mastlos ihrem Schicksal entgegen, doch wenigstens drohte sie nicht mehr jeden Augenblick zu kentern.

Lukas sank zurück auf seinen Platz und schloss die Augen. Mit einem Mal war ihm der kalte Regen willkommen. Sein ganzer Leib zitterte vor Anstrengung, und er rang nach Atem.

Erst als er einen Zug an der Kette an seinem Knöchel spürte, sah er auf. Der junge Mann in dem prächtigen Rock stand auf dem Laufgang und deutete auf die Kette. Ein Offizier stand neben ihm, schüttelte energisch den Kopf. Der freie Ruderer in Lukas' Reihe mischte sich ein, schrie etwas, aber der junge Mann wies erneut auf die Kette, und seine Miene duldete keinen Widerspruch.

Zu Lukas' ungläubigem Staunen kniete der Offizier nieder und löste die Kette aus ihrer Verankerung. Der Freie redete weiter auf ihn ein, bis der Offizier die Hand zum Schlag hob, was ihn zurückweichen ließ. Er blickte über die Schulter und warf Lukas einen hasserfüllten Blick zu.

Doch Lukas kümmerte sich nicht darum. Die Kette glitt durch den Metallring, der an Bisanzios Fußfessel festgeschmiedet war. Lukas schluckte.

«Du bist frei, Freund, du gehst ohne Ketten zu Gott», flüsterte er.

Dann glitt das Ende der Kette durch Lukas' Ring und verschwand klirrend zwischen seinen Füßen. Atemlos blickte er auf und sah den jungen Mann, der immer noch das Beil in der Faust hielt. Die dunklen Augen musterten ihn eindringlich, doch er konnte nichts in ihnen lesen.

Er wollte ihm einen Dank zurufen. Vielleicht würde er sterben, aber er würde es als freier Mann tun. Und wenn er lebte – Lukas wagte es nicht, den Gedanken weiterzudenken.

Mit einem ohrenbetäubenden Krachen lief die Galeere auf einen Felsen auf. Lukas wurde zu Boden geschleudert, als sich das Schiff wie ein waidwundes Tier aufbäumte. Andere wurden einfach über Bord geworfen, als habe die Galeere genug davon, sie auf ihrem Rücken zu tragen. Holz splitterte, beindicke Ruder brachen wie dürre Ästchen. Die See warf sich brüllend gegen das Schiff, trieb es weiter auf die Felsen. Lukas klammerte sich an die Bordwand. Der Freie schlang seine Arme um die Bank, die glitschig von Wasser und Blut war, verlor den Halt, rutschte an ihr hinab und schlug dumpf auf Holz. Lukas bekam noch seine Hose zu fassen, aber eine Welle riss den Mann einfach fort, die See nahm ihn zu sich.

Die Galeere ächzte und stöhnte, als sei sie lebendig. Holz knirschte, Taue rissen mit einem Knall.

Dann verschlang das Meer seine Beute. In einem Moment voller Klarheit spürte Lukas, wie die Galeere

auseinanderbrach. Das Holz unter ihm zerbarst, schüttelte ihn ab wie ein lästiges Insekt. Er prallte auf das Wasser, eine Welle überspülte ihn, zog ihn hinab in die Dunkelheit. Dinge schlugen gegen ihn, aber er konnte nicht einmal sagen, ob es Körper oder Teile des Schiffes waren. In seiner Brust brannte es, sein Leib gierte nach Luft, wollte atmen. Er wurde umhergewirbelt wie ein Spielball. Er musste atmen, das Brennen war nun überall in ihm, von den Fingern bis zu den Zehen. Er machte einige unbeholfene Schwimmbewegungen. Wo war oben, wo war unten? Er konnte nicht länger die Luft anhalten. Er öffnete den Mund.

Sein Kopf durchbrach die Wasseroberfläche. Er sog gierig die Luft ein, dann schwappte eine weitere Welle über ihn hinweg, doch diesmal leistete er Widerstand und tauchte gleich wieder auf. Überall um ihn herum trieben Trümmer, Leiber, er sah abgetrennte Köpfe und Arme.

Neben ihm trieb ein Fass, und Lukas packte es, hielt sich mit aller Kraft daran fest. Er spürte eine Berührung am Bein, sah einen Körper im Wasser, vermutlich eine Leiche. Dennoch ließ er das Fass mit der Rechten los und zog die Gestalt nach oben. Er fühlte prächtigen Samtstoff, golden bestickt. Der junge Mann, der das feine Gewand trug, sah Lukas an, Blut lief aus einer Wunde an seiner Schläfe.

«Festhalten», befahl Lukas. «Wenn du leben willst, halt dich fest.»

Lukas war kalt, so kalt, dass er sich nicht mehr bewegen konnte. Er war müde, wollte nur noch die Augen schließen und schlafen. Sein Bein pochte mit jedem Herz-

schlag, aber der Rhythmus wurde schwächer und schwächer, langsamer und langsamer.

Der Wind trieb sie an den Riffen vorbei auf eine schmale Bucht zu. Als das Fass an Land gespült wurde, hatte Lukas längst das Bewusstsein verloren, aber immer noch klammerte sich sein Leib an das Holz, als wäre er von einem eigenen Willen beseelt. Blut floss aus der Wunde an seinem Bein, und mit jedem Tropfen verließen ihn seine Lebensgeister.

Während der Sturm mit wilder Wut über die Insel tobte, Bäume entwurzelte und Häuser zum Einsturz brachte, während Dutzende Menschen im kalten Wasser ertranken, verblutete Lukas langsam am sicheren Strand.

Zwischenspiel

Edirne

Frühsommer 1451

An jedem anderen Tag hätte der lichtdurchflutete Bogengang einen friedlichen Eindruck auf Ali Bey gemacht, doch heute schienen die Säulen zu eng beieinanderzustehen, das Licht war viel zu grell, zu entlarvend in seiner Helligkeit. Obwohl er den tiefen Wunsch verspürte zu rennen, zwang der Höfling sich zu einem gemessenen Gang.

Dieser Teil des Palastes war zu jeder Tageszeit belebt, und immer wieder musste er einen Entgegenkommenden mit einem kurzen Gruß zur Kenntnis nehmen. Die Blicke der Bediensteten und der Gefolgsleute des Herrschers schienen sich bis in sein Innerstes zu bohren, doch sie gaben ihm auch Kraft und stärkten so seine Entschlossenheit. Trotz seiner Position, um die ihn wohl die meisten im Reich beneideten, war er einer von ihnen, einer von vielen, nur ein kleiner Mann im Palast des erhabenen Reiches der Welt. Noch. Denn schon bald würde er herausgehoben werden, anerkannt als loyaler Diener des jungen Sultans, einer der Ersten, die ihm ihre Treue beweisen konnten.

Gemeinsam mit dem gesamten Hofstaat und vielen Würdenträgern der Stadt war er vor die Tore Edirnes gegangen und hatte den neuen Herrscher empfangen und gemeinsam mit ihm den Tod seines Vaters betrauert. Seine Stimme war nur ein winziger Teil des gewaltigen Klagelieds gewesen, das bis in die Himmel geschallt haben musste, während ein jeder versucht hatte, die anderen zu übertönen und die Aufmerksamkeit des Sultans auf sich zu ziehen.

Doch Sultan Mehmed, Sohn des Murad, der Zweite seines Namens, hatte Ali Bey ausgewählt, seinen Willen zu vollstrecken, ihn und keinen anderen.

Doch trotz dieser Gedanken zitterten seine Finger, und er traute seiner Stimme nicht. Äußerlich war ihm nichts anzumerken, die Jahre am Hof hatten ihn gelehrt, seine Gefühle und Gedanken hinter einer Maske unverbindlicher Höflichkeit zu verbergen. Anders waren all die Intrigen und Ränkespiele nicht zu überstehen, die untrennbar mit dem Palast verbunden waren wie die Steine, aus denen er erbaut worden war.

Sein Weg führte ihn über den weitläufigen Innenhof mit dem großen Springbrunnen, an dem wie immer einige Günstlinge saßen. Dank des Brunnens und der Wasserrinnen, die den Hof durchzogen, war es hier selbst an den heißesten Tagen angenehm kühl, ein guter Ort, um Gespräche zu führen, Bündnisse zu knüpfen und die neusten Gerüchte zu hören. Die bunt gefliesten Bogengänge, die den Hof begrenzten, spendeten Schatten, und Steinbänke luden zum Verweilen ein.

Als Ali Bey an den Männern am Brunnen vorüberging, hörte er, dass sie über Kunst sprachen. Obwohl er

selbst mehr als ein Mal an diesen Zusammenkünften teilgenommen hatte, würdigte er sie heute keines Blickes. Die Luft war kühl. In der Hitze des Sommers war dieser Ort ein Segen, aber jetzt, zu Beginn des Sommers, fröstelte es Ali Bey.

Sein Weg führte ihn durch einen weiteren Bogengang, geschmückt mit kunstvoll gemalten Suren.

Im Namen Allahs des Erbarmers, des Barmherzigen! Du bist wirklich einer der von Gott Gesandten und auf einem geraden Weg, las Ali Bey an einer Säule. Er konnte nur hoffen, dass der Sultan ihn tatsächlich auf einen geraden Weg gesandt hatte.

Er erreichte eine Tür am Ende des Ganges. Das Schloss war ungewöhnlich klein für eine so massive Tür mit wuchtigen Beschlägen, die so gar nicht zu der Leichtigkeit und Verspieltheit der Umgebung passen wollte. Seine Hände zitterten immer noch, und Ali Bey benötigte zwei Anläufe, um den Schlüssel in die Öffnung zu führen. Unbewusst hielt er die Luft an und seufzte erleichtert, als sich das Schloss leise klickend öffnete.

Er betrat einen kleinen, düsteren Raum, der nur durch eine winzige runde Öffnung nahe der Decke Licht erhielt. In diesen Teil des Palasts hatte Ali Bey noch nie einen Fuß gesetzt und auch nicht erwartet, dass er es je tun würde.

Von nun an musste er sich auf die Beschreibungen verlassen, die man ihm gegeben hatte, um seinen Weg zu finden, und er zögerte einen Moment. Dann aber dachte er daran, was geschehen würde, wenn er an diesem Ort gesehen würde, und eine Angst besiegte die andere.

Leise schloss Ali Bey die Tür. Von seinem würdevollen

Gang war nichts geblieben, jetzt bewegte er sich wie ein gemeiner Dieb in der Nacht.

Der nächste Raum wurde offenbar als Lager benutzt, Stoffballen stapelten sich an der Wand. Danach führte ihn sein Weg in einen schmalen Gang aus grobem Stein, der an einer weiteren, sehr niedrigen Tür endete.

Mit laut klopfendem Herzen presste Ali Bey sein Ohr an das kühle Holz und lauschte. Nichts war zu hören, aber dennoch befürchtete er, gleich in das wütende Gesicht einer Wache zu blicken. Allein seine Gegenwart in diesem Teil des Palastes stellte ein Verbrechen dar.

Vorsichtig drückte er die Tür auf und zuckte zusammen, als sie vernehmlich knarrte. Doch dahinter wartete kein Bewaffneter, sondern nur ein heller Korridor. Große Fenster tauchten die Mosaik in warmes Licht. Ali Bey eilte schnellen Schrittes den Gang hinab, die Türen auf der linken Seite zählend.

Bei der vierten hielt er inne. Keine Menschenseele war zu sehen, kein Laut zu hören, genau so, wie es ihm versprochen worden war. Lautlos trat er in die Gemächer. In der warmen Luft konnte er einen leichten Rauchgeruch ausmachen. Für die prachtvolle Einrichtung hatte Ali Bey kein Auge. All seine Aufmerksamkeit richtete sich auf die kleine Bettstatt in der Mitte des Raumes.

Ali war mit dem Knaben ganz allein. Der Mutter des Kindes war eine Audienz beim jungen Sultan gewährt worden, um ihm ihr Beileid zum Tod seines Vaters auszusprechen; und Mehmed würde dies erwidern, hatte sie doch ihren Ehemann verloren.

Auch von der Dienerschaft war niemand hier. Ali Bey war ganz allein, so, wie es ihm versprochen worden war.

Er trat an das Bett heran und sah auf das Kind hinunter. Es war in eine Decke gewickelt und schlief, die Augen fest geschlossen, die kleinen Hände zu Fäusten geballt. Er schluckte schwer, sein Mund war so trocken, dass seine Kehle schmerzte. Aber dann erinnerte er sich an die Worte des Sultans: «Handle schnell, handle sicher. Und wisse, dass deine Taten zum Wohl des Reiches sein und meinen Gefallen erregen werden.»

Ali Bey beugte sich hinab, hob den schlafenden Säugling empor und sah sich um. In einer verborgenen Tasche seines Gewands befand sich eine Bogensehne, aber der Gedanke daran, sie zu benutzen, bereitete ihm Übelkeit.

Stattdessen ging er mit langsamen Schritten in das angrenzende Bad und hielt vor einer kleinen Wanne inne. Der Säugling in seinen Händen bewegte sich. Ali Bey musste an seinen eigenen Sohn denken und den Stolz, den er empfunden hatte, als er ihn das erste Mal in den Armen gehalten hatte. Die winzigen Ärmchen strichen unbeholfen durch die Luft, und der kleine Kopf drehte sich, ohne dass er die Augen öffnete.

«Es ist alles gut», murmelte Ali. Er vertrieb die Erinnerung an seinen Sohn und dachte daran, wie gut es ihm und seiner Familie fortan gehen würde. Wenn er sich dem jungen Herrscher erst einmal unentbehrlich gemacht hatte, würde sein Sohn sich nie wieder um Ansehen und Wohlstand sorgen müssen. Der Gedanke daran stärkte seine Entschlusskraft.

Er beugte sich über die kleine Wanne, achtete nicht darauf, dass die Ärmel seines Gewands ins Wasser fielen und sich vollsogen.

Plötzlich öffnete der Säugling die dunklen Augen und sah ihn an. Doch Ali zögerte nicht. Er gab sich einen Ruck, wandte den Blick ab und drückte den Säugling unter Wasser.

«Handle schnell. Handle sicher», sagte er mit zitteriger Stimme.

Die Worte schienen von den Wänden widerzuhallen. Ali Bey presste die Lider zusammen, ihm stockte der Atem. Es war zum Wohle des Reiches. Die schlangenzüngigen Byzantiner würden jeden Thronprätendenten willkommen heißen, würden ihn mit Geld versorgen und ihn wie einen verborgenen Dolch führen, stets mit Bürgerkrieg und Usurpation drohend. Solange er lebte, war die Gefahr eines Bürgerkriegs allgegenwärtig.

Noch war Ahmed klein, aber er würde zu einem Jungen heranwachsen und dann zu einem Mann, einem Bruder des Sultans, mit dem Blute Murads des Zweiten.

Doch Ali konnte sich nicht dagegen wehren, dass sein ganzer Leib bebte, während das kleine Leben in seinen Händen verzweifelt zuckte.

«Das Wohl des Reiches», brachte er keuchend hervor, um das Plätschern des Wassers zu übertönen. Er wiederholte die Worte, wieder und wieder, bis das Wasser ruhig war.

Er atmete heftig. Eine Träne lief aus seinem Augwinkel, und lange Zeit konnte er die Finger nicht von seinem Opfer lösen. Sein Mund bewegte sich noch immer, aber keine Worte kamen über seine Lippen. Still kniete er vor der kleinen Wanne, die Arme im Wasser.

Dann ließ er los und erhob sich, ohne hinzusehen. Er

taumelte aus dem Bad, durchquerte die Gemächer wie im Traum.

Als er aufsah, war er wieder im Bogengang, ohne zu wissen, wie er dorthin gekommen war. Und dann geschah etwas Seltsames. Eine eisige Ruhe erfasste ihn, sein Antlitz, bis gerade noch eine Maske des Schreckens, entspannte sich. Er presste das Wasser aus seinen Ärmeln, trocknete die Finger am Saum seines Gewandes und trat aus dem Schatten in den lichtdurchfluteten Hof. Mit jedem Schritt im Sonnenschein entfernte er sich von seinem dunklen Geheimnis.

Als er jetzt an den anderen Höflingen vorüberschritt, suchte er ihre Blicke und grüßte sie höflich.

Mit ruhigen, gemessenen Schritten erreichte er das private Haus des Sultans. Die Wachen, grimmige Janitscharen, ließen ihn anstandslos passieren. Niemand stellte sich ihm in den Weg; im Gegenteil, ein niederer Diener lief vor ihm davon und überbrachte die Nachricht seiner Ankunft. Und Ali Bey wusste, dass alles nun genau so war, wie es sein sollte. Die Erinnerung an den kleinen Körper, der sich unter seinem Griff wand, das warme Wasser, das seine Finger umspielte, und die gespenstische Stille verbannte er mit aller Macht aus seinem Geist.

Als er in das kleine Zimmer kam, in dem der junge Herrscher Audienzen gab, verließen die Berater von Mehmed dem Zweiten bereits den Raum, selbst Çandarlı Halil Paşa, der Großwesir, einst Regent und enger Vertrauter des alten Sultans, musste gehen, auch wenn der alte Mann Ali einen misstrauischen Blick zuwarf.

Lediglich die vier Janitscharen blieben im Audienz-

zimmer, doch die Loyalität der Sultansgarde war ebenso legendär wie ihre Verschwiegenheit. Ali blieb in respektvollem Abstand stehen, verneigte sich tief und verharrte in dieser Haltung.

«Evrenosoğlu Ali Bey, welche gute Nachrichten bringst du mir zu dieser Stunde?»

«Küçük Ahmed ist tot», sagte Ali mit fester Stimme und blickte auf. Der Sultan war in eine prächtige Robe gekleidet, darüber trug er einen strahlend blauen Mantel mit weißem Pelzbesatz, auf dessen Stoff in dunklerem Blau symmetrische Muster gestickt waren. Sein Turban war hoch und breit, und eine rote Kappe ragte noch ein Stück daraus empor.

Mehmed der Zweite hatte sein zwanzigstes Jahr noch nicht erreicht und war erfüllt von der Kraft der Jugend. Er war kein schöner Mann, doch sein Antlitz war ebenmäßig, und der Bart, etwas heller als die dunklen Augenbrauen, war sorgfältig gestutzt. Er strahlte Stolz und Würde aus. Ein Lächeln zeigte sich auf den Lippen des Mannes, der nun die Geschicke des größten Reiches des Glaubens auf Erden lenkte.

«Du hast gut getan. Der erhabene Staat muss von einem Einigen gelenkt werden. Es darf keinen Zwist und keinen Krieg unter Brüdern geben. Nur so sind wir stark genug, gegen die Feinde des Glaubens zu bestehen. Nun habe ich die Freiheit, die Pflichten zu erfüllen, die mir auferlegt wurden. Mein Blick ist nicht länger nach innen gerichtet. Du schenktest mir diese Freiheit, und dafür danke ich dir.»

Ali Bey schwieg und gestattete sich, das Lächeln zu erwidern. Er spürte eine Verbindung zwischen sich und

diesem Mann, diesem Herrscher, dem er einen großen Dienst erwiesen hatte.

Wer konnte schon ahnen, wohin ihn sein Weg noch führen würde? Ein neuer Sultan benötigte neue Berater, neue Köpfe. Und selbst ein so mächtiger und reicher Mann wie Çandarlı Halil Paşa würde nicht ewig Großwesir bleiben.

«Das Wissen um den Dienst, den du allen Gläubigen erwiesen hast, soll dir Aufmunterung und Trost sein», rissen die Worte des Sultans Ali Bey aus seinen Träumen. Der Sultan hob die Hand und wandte sich ab. Zwei Janitscharen stürmten vor und packten Ali Bey an den Armen. Er war zu verwirrt, um sich zu wehren. Brutal drückten sie ihn auf die Knie.

«Großwürdiger Herrscher! Ich habe Euch treu gedient!»

Noch einmal drehte Mehmed sich um. Er lächelte milde.

«Nicht mir, Evrenosoğlu Ali Bey, nicht mir. Dem Reich.»

Damit wandte er sich ab, und die beiden Janitscharen zerrten Ali Bey durch eine kleine Pforte aus dem Raum. Als sich die Tür hinter ihm schloss, verstummten kurz darauf seine Protestschreie, und im Audienzzimmer war es still.